

Forumsbeitrag

Nadine Sylla und Weena Mallmann

Gelingensbedingungen rassismuskritischer partizipativer Fluchtforschung. Erfahrungen aus einem Forschungsprojekt

Zusammenfassung

Partizipative Forschung hat den Anspruch, Entscheidungsmacht abzugeben und gesellschaftliche Veränderung mitzugestalten. Im Kontext der Flucht- und Migrationsforschung muss dies rassismuskritisch erfolgen, um Diskriminierungs- und Machtverhältnisse und ihre Auswirkungen auf Forschungsprozesse und Wissensbestände zu berücksichtigen. Die damit verbundenen Chancen und Herausforderungen werden anhand der Erfahrungen unseres partizipativen Forschungsprojektes verdeutlicht und daran anschließend drei Gelingensbedingungen formuliert: Selbstreflexivität der Forschenden, Beziehungs- und Prozessorientierung sowie die Reflexion von Machtverhältnissen und die Ermöglichung von Empowerment.

Schlagwörter: Partizipative Forschung, Rassismuskritik, kritische Wissensproduktion, Selbstreflexivität

Factors Contributing to the Success of Anti-Racist Participatory Refugee Research. Insights of a research project

Abstract

Participatory research endeavours to relinquish decision-making authority, actively contributing to societal transformation. In the realm of refugee and migration research, this approach necessitates a critical examination of racism to address the implications of discrimination and power dynamics on the research process and resultant knowledge. The present study elucidates the opportunities and challenges inherent in our participatory research project, emphasizing three

key success factors derived from our experiences: researcher self-reflexivity, a focus on relational and procedural aspects, and a deliberate consideration of power dynamics, fostering empowerment in the research context.

Keywords: participatory research, critical race theory, critical knowledge production, self-reflexivity

1. Forschen in gesellschaftlichen Machtverhältnissen

Der Ausgangspunkt dieses Beitrages bildet ein partizipatives Pilotprojekt mit jungen geflüchteten Menschen, bei dem neben der gemeinsamen Wissensgenerierung die gemeinsame Reflexion des partizipativen Prozesses im Vordergrund stand. Dabei zeigte sich, dass ein Bewusstsein für Rassismus und Diskriminierung und die Gestaltung partizipativer Prozesse ineinandergreifen und diese Verknüpfung dazu beitragen kann, mithilfe partizipativer Forschung Wirklichkeit zu verändern, Entscheidungsmacht abzugeben und Befähigungs- und Ermächtigungsprozesse zu gestalten (Unger 2022: 309–313).

Wissenschaft und Forschung sind nicht neutral, sondern sind dazu aufgerufen, ihre Involviertheit in gesellschaftliche Machtverhältnisse zu reflektieren, insbesondere bei politisierten und diskursiv umkämpften Themen wie bei Migration (Mecheril et al. 2013: 8, 43). Forschung ist kein neutraler Beobachtungsort, von dem aus objektiv ein Gegenstand untersucht wird, sondern sie bringt diesen und die damit verbundenen Subjektpositionen, Problembeschreibungen und Lösungsansätze kontinuierlich mit hervor (Römhild 2019: 25; Mecheril et al. 2013: 12). Forschung (re-)produziert hegemoniales Wissen über gesellschaftliche Gruppenkonstruktionen. Beispielsweise war die Migrationsforschung lange davon gekennzeichnet, dass *weiße*¹ deutsche Forscher*innen nach Nationalität geordnete Gruppen von Migrant*innen und ihre vermeintlichen Eigenschaften untersuchten (Dahinden 2016: 2). Daran anschließend lässt sich fragen, welche Art von Wissen durch Forschung entsteht, wenn diese vor allem von privilegierten Personen entwickelt, durchgeführt und ausgewertet wird und welche Wissensformen überhaupt gesellschaftlich anerkannt werden (Scharathow 2014b: 88–90). Wie Grada Kilomba es in ihrem Gedicht: »When they speak« treffend ausdrückt, war das Sprechen, welches als wissenschaftlich, objektiv, neutral und universal gültig angesehen wurde, lange bestimmten Personen vorbehalten, während die Wissensformen anderer Gruppen als emotional, subjektiv und auf Erfahrung und Meinung

1 *Weiß* bezieht sich nicht auf die Hautfarbe, sondern auf die damit verknüpfte gesellschaftliche Konstruktion, die die gesellschaftliche Norm beinhaltet und mit Privilegien verbunden ist.

basierend abgewertet wurden und bis heute teilweise noch werden (Kilomba 2016; siehe auch Chakrabarty 2010). Partizipative Forschung versucht diesen *othering*- und Exklusionsprozessen in der Wissensproduktion zu begegnen, in dem die Menschen, um die es geht, beteiligt werden und somit direkten Einfluss darauf haben, welches Wissen zu ihren Lebenswelten produziert wird. Wissen wird dann als sozial und situiert und somit als Ergebnis von diskursiven Konstruktionsprozessen betrachtet (Scharathow 2014b: 92–93).

Forschung mit geflüchteten Menschen ist dabei stets damit konfrontiert, dass ihre Lebensrealität und ihr Alltag aufgrund des Aufenthaltsstatus und der Unterbringung in besonderem Maße von Fremdbestimmung, Regelkonformität und Unsicherheit geprägt sind (Sylla et al. 2018b). Hinzu kommt, dass sich alltägliche Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen auf das Selbstbild und auf Teilhabe und Beteiligungsmöglichkeiten auswirken können (Scharathow 2014a; Melter 2006). Geflüchteten Jugendlichen ist bewusst, dass sie in Deutschland vor allem als *Flüchtling* wahrgenommen werden und dass damit negative Zuschreibungen und Integrations- und Anpassungserwartungen einhergehen. Unabhängig davon, welche Rolle die Fluchterfahrung für ihre eigene Identität spielt, werden sie von außen kontinuierlich daran erinnert und häufig darauf reduziert (Sylla et al. 2018a: 430–432; Sylla et al. 2018b: 19–20). Dies ist auch eine Herausforderung für partizipative Forschung, weil die »Ansprache als *betroffene, vulnerable, marginalisierte oder geflüchtete* Person unausweichlich einen Subjektstatus [reproduziert], den sich die Personen selbst möglicherweise nicht zuschreiben« (Aden et al. 2019: 310). Flüchtlingskonstruktionen gehen häufig mit einer binären Einteilung in echte und unechte Flüchtlinge einher, die mit rassifizierenden Zuschreibungen aufgrund von Herkunft und Aussehen verknüpft werden (Sylla 2021). So werden beispielsweise medial die Menschen, die über das Mittelmeer kommen, nicht als »politisch verfolgte Flüchtlinge«, sondern als »Migrant*innen« bezeichnet (Schult 2021). Der Rassismus und die Kategorisierung als *Flüchtling*, der sich je nach Herkunft, Religion und Aufenthaltsstatus unterschiedlich ausdrückt, ist somit ein bestimmender Teil der Lebensrealität von geflüchteten Jugendlichen. Er beeinflusst nicht nur die eigene Identitätskonstruktion, sondern wirkt sich auch auf die Interaktion im Forschungsteam und mit Dritten aus (Terkessidis 2004: 93–94; Sylla et al. 2019). Daher müssen diese Rassismuserfahrungen als Alltagserfahrungen in besonderem Maße, intersektional verknüpft mit beispielsweise Alter, Geschlecht und sozialer Herkunft, im partizipativen Forschungsprozess berücksichtigt werden (Ganz/Hausotter 2020: 121–124). Die Einbeziehung von Forschungspartner*innen bzw. Lebensweltexpert*innen, deren Lebenswelt Gegenstand der Forschung ist, bedeutet anzuerkennen, dass die eigene Perspektive

begrenzt ist und dass die eigene gesellschaftliche Positioniertheit einen Einfluss auf Forschungsprozesse hat (Scharathow 2014b: 94–95). Partizipative Forschung als kollektive Wissensgenerierung kann zudem dazu beitragen, dass Zuschreibungen und Stereotype über bestimmte Gruppen nicht als Grundannahmen in die Forschung miteinfließen und unhinterfragt reproduziert werden (Klomann et al. 2019). Echte Partizipation ist immer mit Fragen von Macht und deren Abgabe verbunden (Wesselmann 2022: 75–76). Dabei besteht die große Herausforderung darin, Menschen zu beteiligen, die einen begrenzten Zugang zu Ressourcen und Entscheidungsmacht haben und es gesellschaftlich nicht gewohnt sind, gefragt zu werden (Unger 2022: 314–315). Partizipative Forschungsprozessen können dann gegenteilige Erfahrungen von Anerkennung und Zugehörigkeit bedeuten und Bewusstwerdung über gesellschaftliche Macht- und Diskriminierungsverhältnisse beinhalten. Gleichzeitig besteht die Gefahr, dass paternalistisch vorausgesetzt wird, geflüchtete Menschen bedürften in besonderer Weise Empowerment und Bewusstwerdungsprozesse (Aden et al. 2019: 306, 310).

Eine rassismuskritische partizipative (Flucht-)Forschung nimmt als Ausgangspunkt, dass die gesellschaftlichen Beteiligungs- und Repräsentationsmöglichkeiten sehr unterschiedlich verteilt sind und hat als Ziel, die gesellschaftliche Teilhabe der von Rassismus betroffenen Menschen durch die Beteiligung an Forschungsprozessen zu stärken (Unger 2022: 308). Sie ist sich darüber bewusst, dass Forschung eingebunden ist in gesellschaftliche Machtverhältnisse und Rassismus ohne eine kontinuierliche Reflexion unbewusst reproduziert wird. Rassismuskritik in Anlehnung an Foucaults Kritikbegriff als »reflektierte Unfügbarkeit« (Foucault 1992: 15) bedeutet, »sich nicht dermaßen von rassistischen Handlungs-, Erfahrungs- und Denkformen regieren zu lassen« (Mecheril/Melter 2011: 14), sondern Rassismus kontinuierlich zum Gegenstand für Reflexion im Forschungsprozess zu betrachten.

2. Erfahrungen aus dem Forschungsprozess

Die Idee, partizipativ zu forschen, entstand aus den Erfahrungen und Ergebnissen des vorangegangenen Forschungsprojektes »Bildungsteilhabe für junge geflüchtete Menschen« (Sylla et al. 2018a), in dem bereits partizipative Elemente im Forschungsprozess genutzt wurden und die Notwendigkeit einer stärkeren Einbeziehung von geflüchteten Menschen offensichtlich wurde. Das Forschungsprojekt »Partizipative Forschung mit jungen geflüchteten Menschen« war ein aus Eigenmitteln der Katholischen Hochschule Nordrhein-Westfalen (NRW) finanziertes

Pilotprojekt, bei dem nicht die Generierung von Ergebnissen, sondern die gemeinschaftliche Zusammenarbeit mit Menschen, die ein Teil der zu untersuchenden sozialen Lebens- und Arbeitspraxis (Bergold/Thomas 2012: 2) sind, im Vordergrund stand. Das 18-monatige Forschungsprojekt beinhaltete eine ausführliche gemeinsame Vorbereitung im Forschungsteam, welches aus zwei *weißen* wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und drei geflüchteten Jugendlichen bzw. jungen Erwachsenen als Forschungspartner*innen bestand.² Neben einem intensiven Kennenlernen und der Entwicklung einer gemeinsamen Basis für die Zusammenarbeit entwickelte das Forschungsteam in mehrtägigen Workshops ein gemeinsames Verständnis von Forschung und Partizipation sowie das Forschungsdesign (Unger 2014: 51ff). Darin wurden folgende Forschungsfragen entwickelt: (1) Was hat das Ankommen in Deutschland von jungen geflüchteten Menschen erschwert und/oder erleichtert? (2) Welche Bedingungen und Barrieren von nachhaltig gelingender Partizipation und aktiver Mitgestaltung von jungen geflüchteten Menschen bestehen in Bildungsinstitutionen? Somit war Partizipation sowohl Inhalt als auch Methode des Forschungsprojektes und ermöglichte Erfahrungen und Reflexionen auf verschiedenen Ebenen. Die darauffolgenden Erhebungen, welche die Themen *Ankommen*, *Partizipationsmöglichkeiten* und *Rassismuserfahrungen* an drei Lebensorten der Jugendlichen – Schule, Jugendhilfe und offene Jugendarbeit – näher untersuchte, wurden in Form von teilnehmenden Beobachtungen³ und Einzelinterviews⁴ durchgeführt. Die Interviews wurden von den Forschungskolleg*innen mit jungen geflüchteten Menschen durchgeführt. Anschließend wurden die Erhebungen gemeinsam ausgewertet und es wurde reflektiert, welche Lernerfahrungen im gemeinsamen Forschungsprozess gemacht wurden und welche Gelingensbedingungen sich für partizipative Forschung daraus ableiten lassen. Die Ergebnisse wurden auf zwei Fachveranstaltungen mit den Forschungspartner*innen vorgestellt. Im Folgenden wird auf zwei Erfahrungen näher eingegangen: zum einen auf die Lernprozesse und Perspektiven der Forschungspartner*innen und was es für sie bedeutete, an dem Projekt teilzunehmen. Zum anderen auf die Erfahrungen, die wir als Team im Kontakt mit Dritten machten. Dies ging häufig mit einer unterschiedlichen Wahrnehmung der Teammitglieder einher.

2 Das Projekt wurde aus Forschungsmitteln der Katholischen Hochschule NRW finanziert und wurde von Prof. Dr. Norbert Frieters-Reermann und Prof.in Dr. Marianne Genenger-Stricker begleitet.

3 Die teilnehmenden Beobachtungen wurden in einer Schüler*innen-Vertretungs-Sitzung eines Gymnasiums, in einem offenen Angebot eines Jugendtreffs und bei einem Gruppentreffen in einer stationären Kinder- Jugend- und Familienhilfeeinrichtung durchgeführt.

4 Dazu erfolgten fünf leitfadengestützte Interviews mit jungen geflüchteten Menschen.

2.1 Erfahrungen der Forschungspartner*innen

Die rassismuskritische partizipative Ausrichtung des Projektes bedeutete, dass wir uns im Forschungsteam intensiv sowohl mit Partizipation als auch mit Rassismus auseinandersetzen. Dies bezog sich einmal auf unseren eigenen Forschungsprozess, aber auch auf die Erfahrungen, welche die Forschungspartner*innen in dieser Zeit in anderen Kontexten machten und die sie nun anderes einordneten und reflektieren. Für die Forschungspartner*innen bedeutete das Projekt einen Zugang zu anderen Formen von Wissen, die sie für ihr Leben als hilfreich und relevant empfanden und die sie ihrer Meinung nach ansonsten nicht erhalten hätten. Eine Forschungspartnerin sagte, dass sie nun wisse, was das Wort Partizipation bedeutete, »sonst hätte ich vielleicht in 100 Jahren nicht davon gehört.« Mit Partizipation verbanden die Forschungspartner*innen die Erfahrung im Projekt, dass jede Meinung und Perspektive im Prozess wichtig ist und diese ernst genommen wird, unabhängig davon, wie gut sich eine Person (in einer bestimmten Sprache) ausdrücken kann, welche Meinung und welche Rolle sie hat. Eine Person aus dem Team brachte das Wort und seine Bedeutung in der Schule ein und war sehr stolz darauf, dass er als Einziger das Wort erklären konnte. Ihnen wurde bewusst, in welchen Lebensbereichen es eigentlich vorgesehen ist, dass Jugendliche und junge Erwachsene mitbestimmen dürfen, dies aber nicht so umgesetzt wird. Beispielsweise sei Partizipation in der stationären Jugendhilfe unbedingt notwendig, da ständig Entscheidungen getroffen würden, die das tägliche Leben der Bewohner*innen direkt betreffen. Häufig würden viele Regeln aber vorausgesetzt und nur bei Problemen gäbe es Gruppengespräche darüber, anstatt dass gemeinsam Regeln entwickelt würden. Die Erfahrungen im Projekt stärkten das Selbstbewusstsein der Forschungspartner*innen und ermöglichten ihnen Erfahrungen von Selbstwirksamkeit. Einer der Forschungspartner war zu Beginn eher skeptisch und wurde dann sehr überrascht, weil es ganz anders war, als er es sich vorgestellt hatte: »Es war nicht langweilig wie in der Schule. Spannend war, dass nicht alles vorher geplant war, sondern wir von Null angefangen haben. Uns wurden keine Papiere vorgelegt: so funktioniert das«. Die gemeinsame Entwicklung des Forschungsdesigns, die Möglichkeit ihre Ideen und ihre Kreativität einzubringen und das Treffen von gemeinsamen Entscheidungen war für sie in diesem Ausmaß eine neue Erfahrung. Es wurde wirklich ihr Projekt, womit sie sich identifizierten und Verantwortung übernahmen. Sie wollten mit dem Projekt etwas Neues herausfinden, die Ergebnisse verbreiten und damit vor allem von pädagogischen Fachkräften ernst genommen werden. Gerade die Idee

der Partizipation müsse viel mehr umgesetzt werden und alle Pädagog*innen sollten diese Möglichkeit kennen und nutzen.

Die Auseinandersetzung mit Rassismus ermöglichte den Jugendlichen, gemachte Erfahrungen anders zu betrachten und einzuordnen und in aktuellen Situationen handlungsfähiger zu werden. Ein Forschungspartner berichtete bei einem Treffen, dass die Beschäftigung mit Rassismus ihm geholfen habe, anders damit umzugehen. Auf dem Polizeipräsidium wurde ihm gesagt, er spreche ja gut Deutsch, worauf er dem Polizisten humorvoll antwortete: »Sie aber auch!« Den Forschungspartner*innen wurde bewusst, wie sehr Sprache und Rassismuserfahrungen sie selbst und andere Menschen sowohl im Innen als auch im Außen an Teilhabemöglichkeiten hindern können und dass es wichtig ist, diese einordnen und benennen zu können. Ihnen wurde bewusst, dass Sprache machtvoll ist und dass es Menschen verletzen kann, wenn sie bestimmte Wörter oder Begriffe benutzen. Ein wiederkehrendes Thema war dabei die Beschreibung der Adressat*innengruppe als *geflüchtete junge Menschen*. In der Zusammenarbeit mit den Forschungspartner*innen erschien das ständige Benennen des Merkmals *Flucht* häufig unangemessen und wie eine Reduzierung auf einen Identitätsaspekt, sodass wir uns viel damit auseinandersetzen, wie und wann welche Begriffe genutzt werden sollten.

Die Auseinandersetzung mit Partizipation und Rassismus setzte einen Bewusstseinsprozess bei den Forschungspartner*innen in Gang, der ihr Selbstbewusstsein stärkte und ihnen ermöglichte, die Erfahrung direkt auf andere Lebensbereiche zu übertragen und gegebene Strukturen kritisch zu hinterfragen. Wir als wissenschaftliche Mitarbeiterinnen lernten kontinuierlich im Prozess, eigene Vorstellungen loszulassen und zunehmend auf den partizipativen Ansatz und die Forschungspartner*innen zu vertrauen, weil wir merkten, dass es funktionierte. Unsere Perspektive auf Forschung veränderte sich, beispielsweise hinsichtlich der Frage, wer eigentlich über Wissensmacht verfügt, wem die Fähigkeiten zugesprochen werden zu forschen und welches Wissen Anerkennung und Aufmerksamkeit bekommt.

2.2 Unterschiedliche Wahrnehmung der Teammitglieder im Außen

Das Bemühen um eine gleichberechtigte Beteiligung aller Teammitglieder und die Erfahrung des Miteinanders stand teilweise im Gegensatz dazu, wie die unterschiedlichen Teammitglieder von Dritten (meist der *weißen* Mehrheitsgesellschaft) wahrgenommen wurden. Dies war uns zu Beginn nicht bewusst. Erst bei

den Erhebungen und anderen Kontakten mit Dritten wurde deutlich, dass die verschiedenen Teammitglieder anders wahrgenommen wurden. Wir als wissenschaftliche Mitarbeiter*innen wurden meist zuerst angesprochen und uns wurde mehr Kompetenz zugesprochen, die Forschungspartner*innen wurden eher als begleitend wahrgenommen. Drei Situationen sollen dies verdeutlichen. Eine Situation war mit der Schulleiterin der Schule, die der Forschungspartner besuchte. Im Gespräch mit Forschungspartner und wissenschaftlicher Mitarbeiterin reagierte sie ablehnend auf das Forschungsprojekt, da sie viele Anfragen bekäme und auch ihre Schüler*innen mit Fluchterfahrung schützen müsse. Als der Forschungspartner erklären wollte, dass dies sich von anderen Projekten unterscheide, hörte sie ihm nicht zu und wendete sich erneut an die wissenschaftliche Mitarbeiterin. Es war nicht möglich, ihr den partizipativen Ansatz verständlich zu machen. Die zweite Situation war in einer Schüler*innenvertretungssitzung. Auch hier lag der Fokus der Aufmerksamkeit auf der wissenschaftlichen Mitarbeiterin. Der anwesende Lehrer erklärte zudem, dass keine geflüchteten Schüler*innen in der Schüler*innenvertretung seien, da die (meist muslimischen) Familien dies nicht unterstützen und die Schüler*innen selbst solche Formen der Beteiligung nicht kennen würden. Die anwesende Forschungspartnerin wurde gar nicht wahrgenommen. Die wissenschaftliche Mitarbeiterin versuchte einzuwenden, dass geflüchtete Schüler*innen vielleicht eine andere Ansprache bräuchten, dass es aber doch wünschenswert sei, dass sie auch hier vertreten seien. Der Lehrer beharrte jedoch auf seiner Position, dass das Problem in den Familien läge. Die Situation zeigt, wie auch im Forschungsprozess Rassismuserfahrungen passieren und trotz anschließender Intervention Forschungspartner*innen nicht davor geschützt werden können. Die dritte Situation war ein Fachforum, bei dem wir unsere Ergebnisse vorstellen. Die Forschungspartner*innen waren zu diesem Zeitpunkt schon wesentlich sicherer und selbstbewusster in ihrer Rolle. Eine gute Vorbereitung war dabei auch zentral. Auffällig war jedoch, dass die Reaktion des Publikums sich von den Reaktionen auf die anderen vorgestellten Projekte unterschied. Anstatt die Ergebnisse zu diskutieren oder inhaltliche Rückfragen zu stellen, gab es viele Kommentare, dass die Forschungspartner*innen das toll gemacht hätten. Dadurch wurden sie in ihrer Rolle als Forscher*in nicht ernst genommen.

Diese Erfahrungen waren sehr herausfordernd, gleichzeitig spiegelten sie uns jedes Mal wider, wie gesellschaftliche Machtverhältnisse wirken, sodass Menschen unterschiedlich wahrgenommen und Kompetenzen zugeschrieben werden. Sicherlich hatte neben der Kategorie Flucht und der Sprache auch das Alter und die berufliche Qualifikation einen Einfluss auf die unterschiedliche Wahrnehmung der Teammitglieder. Wir versuchten damit einen Umgang zu finden,

indem wir die Außenkontakte gut vor- und nachbereiteten und als wissenschaftliche Mitarbeiterinnen versuchten, eine moderierende Rolle einzunehmen, die den Forschungspartner*innen immer wieder das Wort gab. Zudem versuchten wir im Kontakt mit Dritten transparent zu machen, was partizipative Forschung für uns bedeutet, und die gleichberechtigte Beteiligung aller verständlich zu machen. Dies war teilweise schwer zu vermitteln. Im Kontrast dazu stellten wir in den Interviews fest, dass sich die befragten Jugendlichen leichter öffneten und auch sehr persönlich über ihre Erfahrungen und Gefühle sprechen konnten. Dies wurde auch dadurch ermöglicht, dass die Forschungspartner*innen die Interviews führten. Es entstand durch ein ähnliches Alter, durch ähnliche Erfahrungen des Ankommens in Deutschland und durch die Kommunikation beider Personen in einer Sprache, die nicht ihre Erstsprache war, eine Vertrautheit, die sich auf das Interview auswirkte.

3. Gelingensbedingungen rassismuskritischer partizipativer Forschung

Aus den Erfahrungen im Forschungsprojekt wurden Gelingensbedingungen entwickelt, die für eine rassismuskritische partizipative Forschung zentral sind und im Folgenden vorgestellt werden.

*3.1 Grundhaltung und Selbstreflexivität der Forscher*innen*

Grundlegend und von großer Bedeutung für das Gelingen des Forschungsprojektes war unsere persönliche Auseinandersetzung mit Privilegien, Diskriminierungs- und Partizipationserfahrungen und eine kontinuierliche Reflexion dieser Aspekte während des Prozesses.

Erstens stellte die Wahrnehmung unserer eigenen Identität mit ihren sozialen Zugehörigkeiten einen wichtigen Ausgangspunkt für die Entwicklung einer hilfreichen Grundhaltung dar. Es ging darum zu verstehen, wie soziale Zugehörigkeiten die eigenen Erfahrungen sowie Zugänge und Teilhabe prägen (Scharathow 2014a: 439). Die Auseinandersetzung mit den eigenen, meist selbstverständlich erscheinenden Privilegien und den alltäglichen Erfahrungen von Diskriminierung ermöglicht nicht nur, biografische Erfahrungen mit gesellschaftlichen Machtstrukturen in Verbindung zu bringen und eigene Vorstellungen von Normalität zu reflektieren (Grönheim/Seeberg 2022: 108–117). Vielmehr geht es darum, zu verstehen, wie die eigene Positioniertheit und die der anderen hinsichtlich beispielsweise Status, Alter und Herkunft den Gruppen- und Forschungsprozess

beeinflusst, beispielsweise durch die Wahrnehmung der Teammitglieder von Dritten oder durch verschiedene Möglichkeiten sich auszudrücken und einzubringen (Unger 2022: 315).

»All participants should be required to explore their positionality in a manner that is relative, relational, contextual and continuous. (...) Stressing that individuals are not representative of particular power positions, social identities, or locations can open up the possibility of a wider range of critical analysis rather than simple dichotomization into powerful or oppressed (Varcoe 2006: 536–537).«

Dies ist nur möglich, wenn eine Auseinandersetzung mit Rassismus und Diskriminierung im gesamten Forschungsteam stattfindet.

Zweitens setzten wir uns mit eigenen Erfahrungen und Vorstellungen von Partizipation und Beteiligung auseinander. Wir als wissenschaftliche Mitarbeiterinnen tauschten uns über unsere eigenen positiven und negativen Partizipationserfahrungen aus und sprachen viel darüber, was wir den Forschungspartner*innen zutrauen bzw. wie viel Entscheidungsmacht wir abgeben können. Die Grundhaltung jeglicher partizipativen Prozesse ist die Überzeugung, dass alle Menschen ihre Ideen, Ressourcen und Kompetenzen in den Prozess einbringen können, wenn die Rahmenbedingungen dafür gegeben sind und es eine ausreichende Vorbereitungs- und Kennenlernzeit gibt. Die Ursache für einen gescheiterten Partizipationsprozess sollte daher auch in den Rahmenbedingungen und in der Vorbereitungszeit und nicht bei den Beteiligten gesucht werden. Dazu gehört auch, nicht mit genauen Vorstellungen in den Prozess hineinzugehen, sondern Entscheidungsmacht abzugeben und darauf zu vertrauen, dass etwas gemeinsames Neues entsteht (Unger 2014: 38–44). Dazu ist es zudem hilfreich, die eigenen Vorstellungen zu reflektieren, welcher Person Wissen und Kompetenz zugeschrieben wird und wem eher nicht. Gerade Sprache und Ausdrucksfähigkeit spiegelt häufig gesellschaftliche Machtverhältnisse wider und verhindert die gleichberechtigte Beteiligung aller (Evangelisches Forum developmentopolitische Freiwilligendienste (EFeF) 2020: 120–126). Das Vertrauen, das wir den Forschungspartner*innen entgegenbrachten, sich in alle Teile des Forschungsprozesses einzubringen, wurde nicht enttäuscht. Vielmehr lernten wir immer wieder dazu und wurden davon überrascht, was möglich war.

3.2 *Beziehungs- und Prozessorientierung*

Als zweiter Aspekt für eine rassismuskritische partizipative Forschung ist eine gleichzeitige Prozess- und Beziehungsorientierung zu nennen. In der intensiven

Vorbereitungsphase stand im Vordergrund, sich gegenseitig kennenzulernen, Vertrauen aufzubauen und eine gemeinsame Arbeitsweise zu entwickeln. Hier ging es darum, einen Raum zu gestalten, der von Ermutigung, Wertschätzung, Fehlerfreundlichkeit und Offenheit geprägt ist, sodass die Teammitglieder spürten, dass sie mit ihren Perspektiven, Gedanken und Erfahrungen wichtig sind und sie diese ohne Befürchtungen in diesem Raum einbringen können. Für den Aufbau von Vertrauen und Sicherheit war es zudem hilfreich, eine Vereinbarung für die Zusammenarbeit zu treffen und sich darüber auszutauschen, welche Regeln des Miteinanders gelten sollen, damit sich alle wohlfühlen können. Eine tragfähige Beziehung zu den Forschungspartner*innen führte unter anderem zur Identifikation mit der Forschung. Sie stärkte die Verbindlichkeit und den Spaß am Engagement sowie der Motivation dabei zu bleiben, auch wenn alles nicht so gelang, wie es zunächst geplant wurde. Die intensive Vorbereitung war zudem Teil der Prozessorientierung, da in dieser Zeit die Forschungsfrage und das Forschungsdesign entwickelt wurden und sich die Forschungspartner*innen mit den Zielen und Anforderungen an Forschung und ihrer eigenen Rolle als Forscher*in auseinandersetzten (Unger 2014: 41–44). Zur Prozessorientierung gehörte vor allem eine gemeinsame Entscheidungsfindung und Transparenz hinsichtlich aller Entscheidungen und Schritte im Forschungsprozess. Gleichzeitig waren dabei eine Vorstrukturierung und Moderation notwendig, da eine zu große Offenheit und Unklarheit auch schnell eine Überforderung bedeuten kann.

Die Beziehungs- und Prozessorientierung war eine wesentliche Grundlage für die oben beschriebenen Lernerfahrungen der Forschungspartner*innen hinsichtlich Partizipation und Rassismus. An den Anforderungen an eine Beziehungs- und Prozessorientierung wird zudem deutlich, dass Forscher*innen sehr viel pädagogische und didaktische Kompetenzen, wenn möglich auch im Bereich diskriminierungskritischer Bildung mitbringen sollten, um diesen Anspruch umsetzen zu können, was nicht per se gegeben ist. Es zeigt sich des Weiteren, wie sehr partizipative Forschung ganzheitlich ausgerichteten Bildungsprozessen ähnelt.

3.3 Machtverhältnisse reflektieren, Potenziale von Empowerment nutzen

Rassismuskritik als Bestandteil partizipativer Forschung zu verstehen bedeutet, dass Machtverhältnisse thematisiert und transparent gemacht werden und Bewusstwerdungs- und Ermächtigungsprozesse hinsichtlich Diskriminierung ein wesentlicher Teil des Forschungsprozesses sind (Unger 2014: 44–46). Die Erfahrungen aus unserem Forschungsprozess zeigen, dass gerade die Verknüpfung

von Partizipation und Rassismuskritik Potentiale von Empowerment beinhaltet, welche die Forschungspartner*innen gut auf ihren Alltag übertragen können. In der Vorbereitung können Räume des Empowerments entstehen, in denen es möglich ist, über Rassismuserfahrungen zu sprechen, ohne dass diese »relativiert, bagatellisiert, umgedeutet und abgewehrt« (Scharathow 2014a: 440). Hier spielt auch der Zugang zu Wissen und die Vernetzung mit anderen eine wesentliche Rolle.

In der Wahrnehmung der Forschungsmitglieder zeigte sich, wie Wissen, Sprechen und Hören hegemonial strukturiert ist und wem welche Kompetenzen zugeschrieben und abgesprochen wurde. Dass Menschen mit Fluchterfahrung als Forscher*innen und Expert*innen auftreten, irritiert ihre Umwelt und eröffnet neue Perspektiven und Erfahrungen, kann aber auch ablehnende und rassistische Reaktionen hervorrufen. Diese müssen im Forschungsteam gut vor- und nachbereitet werden. Rassismuskritische partizipative Forschung hat zudem das Ziel, die Deutungsmacht der Wissenschaft zu teilen. Forschungspartner*innen können selbst bestimmen, was gefragt wird, und sie können diese Fragen selbst stellen (Frieters-Reermann et al. 2021). Durch die Veröffentlichung der Ergebnisse können andere Wissensbestände in den wissenschaftlichen Diskurs einfließen und dominante Deutungen hinterfragt werden. Nicht zuletzt bedeutet Rassismuskritik, dass auch die eigenen Strukturen und Rahmenbedingungen im Projekt kritisch hinterfragt werden, wie beispielsweise transparent zu machen, wer eigentlich von dieser Forschung profitiert und wie unterschiedlich die Entlohnung ist (Schönwiese 2020: 114–116). Daran wird besonders deutlich, dass sich auch partizipative Forschung nicht im luftleeren Raum befindet, sondern in gesellschaftliche Machtverhältnisse eingebunden ist und diese nur in begrenztem Maße verändern kann.

4. Ausblick

Rassismuskritische partizipative Forschungsansätze können für die Migrations- und insbesondere Fluchtforschung ein großes Potenzial bieten. Erstens gilt es anzuerkennen, dass Fluchtforschung noch überwiegend von Forscher*innen ohne eigene Fluchterfahrung gestaltet wird und dass die gesellschaftliche Positioniertheit sich auf die Wissensproduktion auswirkt. Dadurch ermöglicht partizipative Forschung zweitens, nicht über sogenannte *Flüchtlinge* zu forschen, sondern sie als Partner*innen in die Wissensproduktion einzubeziehen. Es werden Menschen beteiligt, die einen begrenzten Zugang zu Ressourcen und Partizipationsmöglichkeiten haben und von Diskriminierung – in diesem Fall insbesondere von Rassis-

mus – betroffen sind. Drittens sind partizipative Forschungsprozesse Bildungs- und Selbstermächtigungsprozesse und haben den Anspruch, Wirklichkeit nicht nur zu erforschen, sondern auch mitzugestalten.

Partizipative Forschungsansätze bieten keine Antwort auf alle Fragen, die sich bei der Betrachtung von gesellschaftlichen Machtverhältnissen in Forschungsprozessen stellen. Wirkliche Partizipation stellt eine große Herausforderung dar. Zudem bedeutet es nicht, dass strukturelle Diskriminierung und Rassismus dadurch aufgelöst werden (Afeworki Abay 2023: 254–257) und *Erfolg* ist vermutlich anders zu denken als in herkömmlichen Projekten (Varcoe 2006: 538).

Damit partizipative Forschungsprozesse gelingen können, braucht es eine reflexive Haltung der Forscher*innen, eine intensive Auseinandersetzung mit Rassismus und Partizipation, eine starke Beziehungs- und Prozessorientierung, sowie die Berücksichtigung von Machtverhältnissen und die Stärkung der Handlungsfähigkeit. Wünschenswert wäre es daher, eine »Suchbewegung zu Möglichkeiten und Grenzen partizipativ angelegter Flucht migrationsforschung« (Aden et al. 2019: 304) fortzusetzen und sich ganz konkret über Herausforderungen in partizipativen Forschungsprozessen auszutauschen, von den Erfahrungen anderer zu lernen und gelingende Aspekte weiterzutragen.

Literatur

- Aden, Samia et al. (2019), Partizipative Flucht migrationsforschung. Eine Suchbewegung, *Z'Flucht* 3 (2), 302–319.
- Afeworki Abay, Robel (2023), *Dekolonialisierung des Wissens. Eine partizipative Studie zu Diskriminierung und Teilhabe an Erwerbsarbeit von BIPOC mit Behinderungserfahrungen*, Bielefeld.
- Bergold, Jarg/Thomas, Stefan (2012), Partizipative Forschungsmethoden: Ein methodischer Ansatz in Bewegung, *Forum Qualitative Sozialforschung* 13 (1), 1–33.
- Chakrabarty, Dipesh (2010), *Europa als Provinz. Perspektiven postkolonialer Geschichtsschreibung*, Frankfurt am Main/New York.
- Dahinden, Janine (2016), Migration im Fokus? Plädoyer für eine reflexive Migrationsforschung, in: Faßmann, Heinz et al. (Hrsg.), *Migration und Integration – wissenschaftliche Perspektiven aus Österreich*, Göttingen, 11–29.

- Evangelisches Forum entwicklungspolitischer Freiwilligendienste (EFeF) (2020), *Du, ich, wir und diese Strukturen. Macht und Kommunikation auf entwicklungspolitischen Seminaren*, <https://www.globaleslernen.de/sites/default/files/files/pages/2023%20-%20eFeF%20Leifaden-%20Macht%20und%20Kommunikation%20-%20akademische%20Sprache.pdf>, 20.03.2024.
- Foucault, Michel (1992), *Was ist Kritik?*, Berlin.
- Frieters-Reermann, Norbert et al. (2021) › Wir sind nicht dein nächstes Forschungsprojekt – Kritische Reflexionen zu Ethik, Methodik und Machtverhältnissen in Forschungsprozessen im Kontext von Bildung und Migration, in: Franz Julia/Unterkofler Ursula (Hrsg.), *Forschungsethik in der Sozialen Arbeit. Prinzipien und Erfahrungen*, Leverkusen-Opladen, 255–268.
- Ganz, Kathrin/Hausotter, Jette (2020), Intersektionale Sozialforschung, Bielefeld.
- Grönheim, Hannah von/Seeberg, Jelena (2022), *Diversity als Reflexionsmethode in der Sozialen Arbeit*. Mit Online-Materialien, Weinheim.
- Kilomba, Grada (2016), *Plantation memories. Episodes of everyday racism*, Münster.
- Klomann, Verena et al. (Hrsg.) (2019), *Forschung im Kontext von Bildung und Migration. Kritische Reflexionen zu Methodik, Denklagen und Machtverhältnissen in Forschungsprozessen*, Wiesbaden.
- Mecheril, Paul/Melter, Claus (2011), Rassismustheorie- und forschung in Deutschland. Kontur eines wissenschaftlichen Feldes, in: Claus Melter und Paul Mecheril (Hrsg.), *Rassismustheorie und -forschung*, Schwalbach/Ts., 13–22.
- Mecheril, Paul et al. (2013), Migrationsforschung als Kritik? Erkundung eines epistemischen Anliegens in 57 Schritten, in: Mecheril, Paul et al. (Hrsg.), *Migrationsforschung als Kritik? Konturen einer Forschungsperspektive*, Wiesbaden, 7–55.
- Melter, Claus (2006), *Rassismuserfahrungen in der Jugendhilfe. Eine empirische Studie zu Kommunikationspraxen in der Sozialen Arbeit*, Münster.
- Römhild, Regina (2019), Europas Kosmopolitisierung und die Grenzen der Migrationsforschung, in: Jöhler, Reinhard/Lange, Jan (Hrsg.), *Konfliktfeld Fluchtmigration. Historische und ethnographische Perspektiven*, 19–30.
- Scharathow, Wiebke (2014a), *Risiken des Widerstandes. Jugendliche und ihre Rassismuserfahrungen*, Münster.

- Scharathow, Wiebke (2014b), Vom Objekt zum Subjekt. Über erforderliche Reflexionen in der Migrations- und Rassismusforschung, in: Anne Broden und Paul Mecheril (Hrsg.), *Rassismus bildet. Bildungswissenschaftliche Beiträge zu Normalisierung und Subjektivierung in der Migrationsgesellschaft*, Bielefeld, 87–111.
- Schönwiese, Volker (2020), Partizipativ und emanzipatorisch. Ansprüche an Forschung im Kontext der Disability Studies, in: David Brehme et al. (Hrsg.), *Disability Studies im deutschsprachigen Raum. Zwischen Emanzipation und Vereinnahmung*, Weinheim/Basel, 114–131.
- Schult, Anne (2021), Wellen, Ströme, Fluten. Zur politischen Geschichte aquatischer Metaphern, in: *Geschichte der Gegenwart*, <https://geschichtedergegenwart.ch/wellen-stroeme-fluten-zur-politischen-geschichte-aquatischer-metaphern/#:~:text=Zur%20politischen%20Geschichte%20aquatischer%20Metaphern&text=Neben%20den%20viel%20diskutierten%20%E2%80%9ECoronawellen,s,tets%20in%20den%20Medien%20pr%C3%A4sent.,24.06.2022>.
- Sylla, Nadine (2021), Die »biologische Spur« in der Flüchtlingskonstruktion. Mediale Fluchtdiskurse in den 1970er und 1980er Jahren, in: Farrokhzad, Schahrzad et al. (Hrsg.), *Migrations- und Fluchtdiskurse im Zeichen des erstarkenden Rechtspopulismus*, Wiesbaden, 53–74.
- Sylla, Nadine et al. (2019), Forschungspraktische Reflexionen: Eine Einführung, In: Klomann, Verena et al. (Hrsg.), *Forschung im Kontext von Bildung und Migration. Kritische Reflexionen zu Methodik, Denklogiken und Machtverhältnissen in Forschungsprozessen*, Wiesbaden, 89–97.
- Sylla, Nadine et al. (2018a), Bildungsteilhabe für geflüchtete Jugendliche – Anforderungen an die Jugendarbeit, in: *Deutsche Jugend. Zeitschrift für die Jugendarbeit*, 427–435.
- Sylla, Nadine/Genenger-Stricker, Marianne/Frieters-Reermann, Norbert (2018b), Bildungsteilhabe versus Integrationsdruck. Sichtweisen von geflüchteten Jugendlichen auf Integration, in: *Außerschulische Bildung. Zeitschrift der politischen Jugend- und Erwachsenenbildung*, 16–22.
- Terkessidis, Mark (2004), *Die Banalität des Rassismus. Migranten zweiter Generation entwickeln eine neue Perspektive*, Bielefeld.
- Unger, Hella von (2014), *Partizipative Forschung. Einführung in die Forschungspraxis*, Wiesbaden.
- Unger, Hella von (2022), Mehr Teilhabe durch partizipative Forschung: Grundzüge eines Forschungsstils, in: Gudrun Wansing, Markus Schäfers und Swantje Köbsell (Hrsg.), *Teilhabeforschung: Konturen eines neuen Forschungsfeldes*, Wiesbaden, 305–319.

- Varcoe, Colleen (2006), Doing participatory action research in a racist world, in: *Western journal of nursing research* 28 (5), 525–40.
- Wesselmann, Carla (2022), Partizipation, Inklusion und Exklusion im Kontext von Behinderung – Eckpunkte einer (kritischen) Teilhabeforschung!?, in: Gudrun Wansing, Markus Schäfers und Swantje Köbsell (Hrsg.): *Teilhabeforschung: Konturen eines neuen Forschungsfeldes*, Wiesbaden, 67–84.

Autor*innen

Nadine Sylla, Prof. Dr., Evangelische Hochschule Ludwigsburg

Weena Mallmann, M.A., Alice Salomon Hochschule Berlin